Gabriele Rasuly-Paleczek (Institut für Kultur- und Sozialanthropologie, Universität Wien)

**„Wenn das Warten das Leben bestimmt“**

Viele Flüchtlinge sind immer wieder mit mehr oder minder langen Perioden des Wartens konfrontiert, sei es auf der Flucht, in einem Aufnahmelager oder während des Wartens auf eine Anhörung oder eine Asylentscheidung. Und selbst nach Zuerkennung eines positiven Asylstatus geht das Warten weiter. Viele Flüchtlinge sehen sich selbst daher als „Personen in der Warteschleife“.

Dieser chronische Zustand des Wartens ist aber weniger ein Stadium der Liminalität zwischen der sozialen Position des/der AsylwerberIn und jener des anerkannten Flüchtlings (im Sinne TURNERs 1969), sondern muss eher als Zustand des „Festsitzens“, der erzwungenen Immobilität, Unsicherheit und Willkür (KHOSHRAVI 2014) verstanden werden und ist, wie AUYERO (2012) argumentiert hat, eine gemeinsame Erfahrung der mit geringerer Macht ausgestatteten gesellschaftlichen Gruppen und damit ein Ausdruck der durch die politisch-rechtlichen Verhältnisse geschaffenen Ungleichheiten.

Gerade dieses langfristige Warten hat aber auch vielfältige negative Konsequenzen unter anderem für die Integration. Es führt zu Gefühlen der Nutzlosigkeit, des „Aus-der-Zeit-gefallen-Seins“ und des „Aus-der-Gesellschaft-ausgeschlossen-Seins“. Die chronisch Wartenden reagieren aber nicht nur passiv auf dieses „Festsitzen“, sie entwickeln auch konstruktive Strategien, wie sie das Warten sinnvoll nützen oder abkürzen können.

Basierend auf kürzlich durchgeführten qualitativen Erhebungen unter AsylwerberInnen, Asylberechtigten und subsidiär Schutzberechtigten aus Afghanistan in Österreich werden die Auswirkungen des chronischen Wartens dargelegt sowie die von den Betroffenen gewählten Gegenstrategien erläutert.